

Im Schnee

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2
XV. Jahrgang

Bern
10. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Im Schnee.

Von Gottfried Keller.

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld naß und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,

Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk rührt!

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 2

Und wie sich auf dem Wasser auch in der größten Hitze eine leichte Kühle bemerkbar macht, so wurde auch Ursula nie warm, was man so warm werden heißt. Sie konnte heftig werden, aber nicht laut und nicht lebhaft, nur in der Tiefe brodelten dann die dunkeln Wasser und suchten sich durch Worte, die den Schuldigen empfindlich trafen, Luft zu machen.

Die Pfarrfrau von Bergeln saß bald in dem Empirehaus vor einem ganzen Tisch voll Herrlichkeiten: einer Rindfleischwurst, die Ursula eigenhändig gestopft hatte, einer Kristallschale mit sauer-süßen Melonen, die sie eingemacht, einem gelblichen englischen Teller mit Brezeln, gesalzenen natürlich, die so mürbe waren, daß sie zerbröckelten, und vor einer Flasche „Schweizerblut“. Daniel hatte den Wein von seiner Base in Basel zum Geschenk erhalten.

Anna-Liese aß mit gutem Appetit, lobte alles um des guten Zweckes willen, der sie hergeführt, noch mehr, als sie es sonst gelobt hätte, und überlegte bei jedem Bissen, ob der günstige Augenblick zum Reden gekommen sei.

Sie sandte ein paar Sätze von der schädlichen Tätigkeit des Teufels und von der bösen Welt im allgemeinen voraus, sprach dann von den überall lauern den Versuchungen, die gleich Fuchseisen auf sonst gute Menschen warteten, kam dem Ziel um einige Beispiele aus ihrem Städtchen näher und sprang endlich tapfer mitten in die Sache hinein.

„Ich komme mit einem Anliegen. Oder eigentlich mit einer Bitte. Nein, einem Rat; oder einem Vorschlag. Ja, wie soll ich sagen, mit etwas, das euch glücklich machen könnte und mit dem ihr jemand glücklich machen könntet, kurz...“

„Sag's gerade heraus, Anna-Liese. Umwege stehen dir nicht gut“, half Daniel gutmütig.

Ursula machte ein spitzes Gesicht. Es brauchte sie nie-

mand glücklich zu machen. Sie hatte alles, was sie wollte. Daß keine Kinderfüßchen auf dem feinen Kies des Rosenhofes sich abdrückten, bedauerten andere Leute mehr als sie.

Nun erzählte Frau Anna-Liese alles, was sich begeben hatte, begann bei Susanna und endete bei Klärchen und sagte: „Das Klärchen behalte ich.“

„Also nicht einmal die Wahl lässest du uns“, fragte Ursula ärgerlich.

„Klärchen hint“, sagte die Pfarrerin einfach.

„So? Nein, die möchte ich nicht. Ich habe schöne Leute gern“, sagte Ursula. „Susanna sei hübsch, erzähltest du?“ — —

„Sehr hübsch. Sie hat natürliche Locken, regelmäßige Züge und eine zierliche Gestalt.“

„Weint sie viel? Ist sie unruhig? Wild? Wirft sie alles durcheinander? Hat sie Heimweh? Ist sie viel?“ Jetzt lachte Anna-Liese.

„Nein, sie ist nicht viel. Sie weint nicht, wirft nichts um, hat kein Heimweh, wenigstens zeigt sie nichts davon, und von Unruhe und Wildheit habe ich nichts gemerkt.“

„Sie ist doch gesund?“ fragte der Mann, dem an Susannas Beschreibung etwas fehlte.

„Ich habe wilde Kinder gern“, sagte er. Seinem fleischigen, rötlichen Gesicht und seinen ruhigen Bewegungen glaubte man das. Er hatte keine Nerven, die lebhaften Kinder nicht ertragen hätten. Auch kannte man um 1855 herum diese Krankheit nicht, behing sie auf alle Fälle mit einem größeren Namen.

„Und wenn sie den Leichtsinns ihres Vaters geerbt hätte“, fragte Ursula. „Ich möchte das Mädchen nicht hüten müssen.“